Die Sonntagspost

Illustriertes Unterhaltungsblatt zur Dortmunder Zeitung

Nr. 34 — Sonntag 19. August — 1906

Ironie des Lebens.

Roman von **Karl Sayer.**

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Der Kadett war unterdessen dem „Wink mit dem Zaunpfahl“ nachgekommen und nachdem sich jeder mit „frischem Stoff“ versehen hatte, sagte Leutnant Schrader, der bislang wie gewöhnlich nur schweigend an der Unterhaltung teilgenommen, ziemlich ernst:

„Du bist ein Sonntagskind, Géza, Dir glückt eigentlich alles! Freilich hat sich's in Deinem Leben, wie bei uns Subalternen überhaupt, nur um Kleinigkeiten gehandelt, aber ich glaube, daß Du auch im großen Erfolg hättest und ein ernstes Ziel erreichen würdest.“

„Nun, an Mut und Vertrauen gebricht's mir nicht und fleißig genug werde ich wohl sein, um die Kriegsschule gut zu absolvieren. Aber das alles ist kein heißer Lebenskampf, es handelt sich höchstens um Befriedigung des Ehrgeizes. Nicht, Herr Hauptmann?“

„In einiger Hinsicht haben Sie recht; das, was uns in den Zivilkreisen besonders geneidet wird, ist eine gewisse Superiorität, die uns von dem Moment, da wir das goldene Portepee tragen dürfen, über den niedrigen Kampf ums Dasein erhebt. Bei der Ernennung zum Leutnant sind wir noch halbe Kinder, haben von der Welt nichts gesehen und gelernt, unsere Schulweisheit berechtigt uns aber schon zu einer sozialen Stellung und zu einer verhältnismäßig viel selbständigeren und freieren Lebensweise, wie dies in manchem bürgerlichen Beruf, wo man sich erst selbst den Boden unter den Füßen schaffen muß, der Fall ist.“

„Pardon, Herr Hauptmann“, warf Leutnant Schrader ein, „es ist bei uns eben der Rock, die Weihe des allerhöchsten Dienstes allein, der uns die Position schafft, nicht wir selbst. Um sie wirklich zu besitzen, müssen wir sie uns innerlich erwerben.“

„Ganz meine Gesinnung“, begann der Hauptmann wieder und richtete seine ernsten, grauen Augen freundlich auf den jungen Mann, der Ziel- und Selbstbewußtsein nicht nur in Worten, sondern auch im ganzen Wesen und in seinen Handlungen stets unbeirrt an den Tag legte, „Sie kleiden dieselbe in den richtigen Ausdruck! Dennoch ist der innerliche, uns selbst befriedigende Erwerb, das heißt, die redliche Pflichterfüllung im Sinn eigener Ueberzeugung, ein Ding, das mit unserer Stellung nach außen nichts gemein hat und nur bei sehr ernsten, reifen Naturen ins Bewußtsein tritt. Sie können ein achtungswerter, tüchtiger Offizier sein, ohne sich die geringsten Skrupeln darüber zu machen, daß sie ohne Mühe und Kampf Existenzberechtigung genießen. Das ist anderwärts kaum mehr möglich. Vergegenwärtigen Sie sich die vielen Schwierigkeiten, mit denen ein Industrieller oder ein Landwirt zu ringen hat, um unter der Konkurrenz und den Konjunkturen schadlos zu bleiben, wie da noch unzählige andere Momente hinzukommen, die eine, jeden Morgen neu beginnende Wiederaufnahme des Lebenskampfes erfordern. Betrachten Sie die Privatärzte und die Advokaten! Wie viel Not und Sorge kostet es denen, bis ihr Ruf Patienten und Klienten herbeilockt und doch bringen diese Leute genau so ihre theoretischen Kenntnisse, ihre Gesellschaftsfähigkeit und weit mehr allgemeine Bildung von ihren Schulen und Universitäten mit, als wir!“

Leutnant Flammberg richtete sich in seinem Stuhl auf und bemerkte lebhaft:

„Ich denke mir, daß es ganz logisch und gerecht ist, wenn wir Berufssoldaten gleich auf eine solche Bahn geschoben werden, auf der wir nur durch Leichtsinn, durch törichte Disziplinlosigkeit und dergleichen entgleisen können, bei vernünftiger Handlungsweise dagegen die Drangsale und Mühen, die andere zu bestehen haben, um ein sicheres Ufer zu gewinnen, gar nicht verdienen. Jene gründen sich ihren Wirkungskreis selbst, erwerben sich das Leben und sind ihre eigenen Herren darüber, wir jedoch sind täglich bereit, es für König und Vaterland in die Schanze zu schlagen und arbeiten im Frieden dafür, unser Wissen und Geschick zu umso kräftigerer Verteidigung sämtlicher Güter der Nation auszubilden! Darum ist's nur billig, daß uns das Leben nicht durch große Opfer zu seiner Sicherstellung noch teurer gemacht wird! Denkt mal, meine Herren, wenn einer erst Jahre lang kämpfen und streben muß, um auf einen grünen Zweig zu gelangen und nun endlich oben sitzt, durch eigene Kraft, ohne fremde Hilfe hinaufgeklettert ist, wird er es denn nicht als abscheuliche Ungerechtigkeit und bitterste Ironie des Lebens empfinden, wenn er sich nolens volens für andere, für eine Gesellschaft, die ihm lauter Fallstricke gelegt hat und den Zugang zum Futterkorb erst dem Sieger einer halsbrechenden, sehr viel Stehvermögen erfordernden Steeplechase freigab, totschießen oder niederstechen lassen soll?“



Schwester Meta Begerow (Seite 269)

„Na hörst Du“, sagte der korpulente Oberleutnant Mauser, „ich denke, das Leben wird uns doch auch schwer genug gemacht. Wenn einer keinen Zuschuß vom Haus oder kein eigenes Vermögen hat, da ist es auch ein ganz verflucht hitziger Kampf, den wir mit den vielen Versuchungen, denen gerade wir so sehr ausgesetzt sind, ausfechten müssen.“

Der Adjutant Rabe, der ein armes Mädchen liebte, fügte hinzu:

„Und der Kautionszwang! Wie oft werden wir vor die Wahl zwischen Vernunft und Herz gestellt.“

Flammberg und Hauptmann Barát machten Miene, hierüber auch ihre Meinung zu sagen, da ertönte das Signal „Vergatterung“.

„C'est la guerre“, stöhnte Mauser, indem er sich schwerfällig erhob und seine Bluse zuknöpfte. Schnell beglichen die Offiziere die kleine Zeche, zogen die Feldbinde enger, ergriffen die Kappen und eilten hinaus auf ihre Posten. — — —

In wenigen Minuten stand alles in der Einteilung, die Soldaten hatten die schwere Rüstung aufgenommen, die Gewehre ergriffen, die Offiziere standen mit gezogenem Säbel hinter der Front und wieder sahen Männer und Frauen, Burschen und Mädchen hinter den Zäunen hervor, dem Regiment herzlichen Abschiedsgruß zuwinkend.

---

2. Kapitel.

Das Wichtige bedenkt man nie genug!
Goethe: Die natürliche Tochter, III. 1

Als Oberst von Schroffenheim die lange Regimentslinie abritt, um die Meldungen entgegenzunehmen, konnte er eine kleine Bosheit dem Hauptmann Barát gegenüber nicht verkneifen:

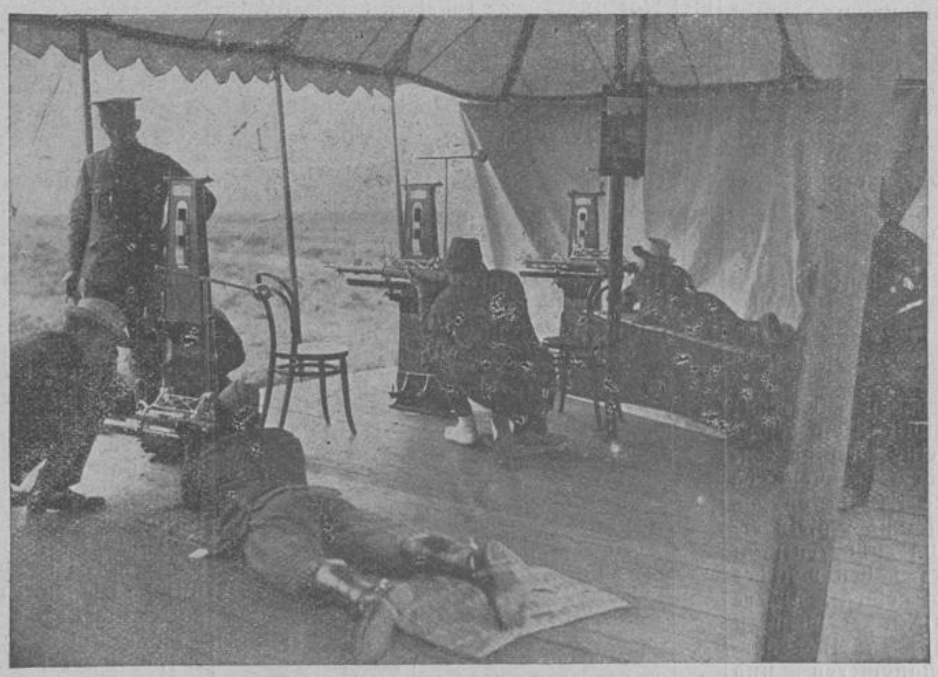
„Herr Hauptmann, ich möchte Sie und einige andere Herren im Interesse des allerhöchsten Dienstes dringend und auch in dem der Kameradschaftlichkeit bitten, Ihren Emanzipationsgelüsten sozusagen Zügel anzulegen! Ich habe während der Rast Gelegenheit genommen, noch einige wich-

tige Momente der bevorstehenden Uebung zu besprechen, aber Sie als Generalstäbler haben wahrscheinlich keine Belehrung mehr nötig!"

Den Hauptmann, der zu des Obersten Aerger, dem ihm selbst verschlossen gebliebenen Generalstabskorps angehörte, in seines Nichts durchbohrendem Gefühl zurücklassend, wollte Schroffenheim mit dem hochbeinigen Napoleonschimmel vom Fleck weg links einsprengen. Zum höhnischen Grinsen zweier zufällig in der Nähe stehender Bauern, die bei den Husaren gedient hatten, brachte er aber nur einen sogenannten „Insterburger" zustande und gelangte in dieser weniger schulgerechten, als unbequemen Gangart an die Tete des Regiments.

Unter den Klängen des Marsches: „Mein Herz das ist ein Bienenhaus", rückte das Regiment ab, geleitet von einer großen Schar der Dorfbewohner, denen diese kleine Episode einen Feiertag bereitet hatte. — —

Die Soldaten ziehen fort „in ein anderes Städtchen, zu anderen Mädchen", und wenn sie in der weiten Garnison schon längst nicht mehr des kleinen Dorfes, das ihnen heute nach beschwerlichem Marsch durch die von Hochsommerglut dampfende Puszta als liebliche Oase erschien, gedenken, bietet ihr Erscheinen hier noch auf Monate hinaus ergiebigen Gesprächsstoff. Im Winter kommen die Burschen und Mädchen in den Spinnstuben zusammen und singen die alten, traurigen Weisen, die treuer als jedes andere Volkslied die Seele der Nation widerspiegeln. Dann träumt wohl das Herz mancher schmucken Dirne, wenn Worte und Melodie des Gesanges in Liebesweh klagen und sich sehnen, von einem dunklen, feurigen Augenpaar, in das sie beim Kredenzen eines Wassertrunkes zu tief hineingeschaut und schlingt um den Frohsinn des Augenblicks das düstere Band schmerzlich-süßer Melancholie. — — Wer das aber sieht und mitfühlt, versteht das bezeichnende Sprichwort: „Weinend freut sich Ungar!" — — —



Ein neuer Gewehrtyp in der englischen Armee (Seite 269)

Das Regiment hatte die Ortslisière kaum mit zwei Kilometern verlassen, als seine Formation schon ein ganz anderes Bild bot. Aus dem beguemen Reisemarsch, bei dem trotz der furchtbaren Hitze lustig geplaudert, geraucht und gesungen worden war, wurde ein ernster, aufmerksamer Gefechtsmarsch, denn das Rekontre mit dem Feind stand unmittelbar bevor. Der unter Leutnant Flammbergs Kommando stehende vierte Zug der neunten Kompagnie war als eine rechte Seitenhut ausgeschieden worden und bewegte sich, mit dem Gros lockere Fühlung wahrend, entlang eines kleinen Bachbettes, das sich vergeblich mühte, sein bißchen Wasser festzuhalten; die Sonne wurde rücksichtslose Siegerin auf der ganzen Linie. Auch der Schatten der paar Silberpappeln, unter denen der Zug einen kurzen Halt machte, war für diese scharfen Pfeile ein untaugliches Schild. —

Die Taktlosigkeit des Obersten gegen Barát hatte Flammberg verdrossen, das Gespräch im Wirtshaus regte ihn zu weiteren Betrachtungen an und so war er gar nicht recht bei der Sache. Das ärgerte und verstimmte ihn noch mehr; freilich die Hitze mochte ihn angreifen, aber er kannte doch sonst keine physischen Strapazen, fühlte auch außer der starken Transpiration kein körperliches Unbehagen oder Erschlaffung Er, der sich stets wie jeder gute Offizier auf dem Manöverfeld in den Ernstfall hineindachte und mit regem Interesse alle Vorgänge verfolgte, war nun im Geist weit weit weg und hatte auch gar keine Lust, sich seiner dienstlichen Situation gemäß zu benehmen. Mochten die Unteroffiziere ihre Augen aufmachen, er schlenderte hinter seinem Zuge her und träumte vor sich hin. —

Schrader hatte ihn ein Sonntagskind genannt; der ist sein bester Freund und kann ihn, wie Menschen überhaupt, scharfsinnig beurteilen. Dennoch glaubte er nicht an seinen guten Stern, — er leidet oft an sentimentalen Anwandlungen. Bisher ist's ihm ziemlich gut gegangen, das ist richtig; — er ist überall beliebt, die Damen verwöhnen ihn, die Vorgesetzten protegieren ihn, und die Kameraden haben ihn sehr lieb. Sogar der Oberst bringt ihm ein gewisses Wohlwollen entgegen, soweit eben dieser verknöcherter Dienstmeier eines warmen Gefühls fähig ist. — — —

Er hat besondere Absichten mit ihm, denn der Oberst ist Vater zweier heiratsfähiger Töchter. Im Regiment heißen sie die „Bachstelzen", weil sie ihre Promenade mit Vorliebe an einem Wassergraben machen, der den Exerzierplatz durchschneidet; dazu tragen sie fußfreie Tennisröcke, welche eine Magerkeit ahnen lassen, zu der verglichen Sarah Bernhardt unmodern wäre. Im übrigen zeichnen sie sich nicht so sehr durch Schönheit aus als durch unerträgliche Langweile und Arroganz. Flammberg verflucht die freundschaftliche Gesinnung des Obersten und wünscht sich oft lieber vierzehn Tage Zimmerarrest, als die Einladung zu Schroffenheims zu einem ihrer diners en famille, bei denen er der einzige Gast ist. Die Frau des Obersten lebt nicht mehr; er hat sie Gott sei Dank nicht gekannt. Man erzählt sich Geschichten, aus den Zeiten, da sie ein detachiertes Baôn in Bosnien kommandierte. Geschichten, bei denen einer das Gruseln lernen könnte. Schroffenheim weiß ganz gut, daß Flammberg keinen Groschen Vermögen hat, aber er kennt seine Solidität und ist überzeugt, daß er Karriere machen wird. Selbst sehr wohlhabend, kann er sich keinen besseren Schwiegersohn wünschen, denn ganz blind ist er den Reizen seiner Hildegarde gegenüber auch nicht; er weiß, daß man dieselben ordentlich vergolden muß und in der Wahl des Käufers nicht so anspruchsvoll sein darf. Amalie ist erst siebzehn Jahre alt; der Oberst ist konservativ und will sie erst im nächsten Jahr in die Gesellschaft führen, sie „herausbringen", wie er sich ausdrückt, da er es liebt, sich kavalleristische Airs zu geben. —

Der junge Offizier begann unwillkürlich beim Gedanken an die ihm drohende Verbindung noch mehr zu schwitzen; er nahm die Kappe ab und versuchte, sich ein wenig Luft zuzufächeln, mußte aber die Wahrnehmung machen, daß die durch die mechanische Arbeit seiner Armbewegung erzeugte Wärme, die Verdunstungskälte wieder aufhob. Gegen die äußere und innere Hitze war nichts zu machen. — —

Die kleine Truppe marschierte noch immer, ohne etwas vom Feinde erspäht zu haben, neben dem ausgetrockneten Wasserlauf und näherte sich nun einem sumpfigen Riedmoor, das einen übelriechenden, feuchten, nach Moder schmeckenden Dunst ausatmete, das typische Merkmal der Malariagegenden. —

In einer, nicht durch Schilf und Binsen verdeckten Lichtung schwimmen auf grünlichem Wasser ein paar Rohrhühner, die erschrocken untertauchten, wenn ihre scharfe Witterung die Nähe von Menschen erkennt. Unter dem sanften Wellendruck der sich langsam auseinanderwiegenden Ringe erzittern hundert und hundert Blattpflanzen, Wasserrosen und Vergißmeinnicht. Mit heiserem Geschrei fliegen einige im Röhricht verborgene Stockenten empor, die Rohrdommel und der Regenpfeifer alarmieren Froschkönigs Reich und dort, wo der schlammtrockene, wie von tausend Sonnbrandwunden zerrissene Untergrund zwischen verwelkten Riedgrasbüscheln durchschimmert, spürt ein Fuchs auf dem Raubzug nach dem Nest einer Bekassine. —

Eine lebendige Illustration zu Longfellows Haiawatha! — Wieviel Stimmung, wieviel Märchenzauber liegt in der Steppe, im Riedmoor, im Dschungel! — O weit mehr als im Hochgebirge! — Wohl fehlt dessen großartige, wilde Poesie, das düstere Grauen, die gewaltige Staffage der falschen, tiefgründigen Bergseen; man erbebt nicht vor der Riesenfaust der Natur, um sie in Angst anzubeten, sondern man legt sich vertrauensvoll, mit glücklichem Lächeln, in ihre Arme und lauscht dem kosenden Hauch ihres zärtlichen Geflüsters. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Irrungen — Wirrungen.

Humoreske aus dem Englischen von **Ilse Ludwig**

(Nachdruck verboten.)

„Der Schurke! Dieser gemeine Schurke!"

Oberst Dobson war wütend. Nur ein einziges Mal in seinem Leben hatte er eine

derartige Beleidigung erfahren. Jahre waren darüber hingegangen, aber deutlich stand jener Tag noch vor seiner Erinnerung.

Es war während des letzten Feldzuges im Sudan gewesen. Im Kreis sämtlicher Offiziere seines Regiments hatte Major Lambart mit lauter Stimme erzählt, er, der Oberst, damalige Hauptmann Dobson verdanke es nur seinem brillanten Laufschritt, daß er mit heiler Haut aus dem Gefecht entkommen sei.

Lambart hatte sich freilich sofort entschuldigt, als er die verletzende Wirkung seiner Erzählung auf Dobson gewahrte. Er habe natürlich im Scherz gesprochen, hatte Lambart hinzugefügt, und alle Umstehenden waren von der Ehrenerklärung befriedigt gewesen. Nicht so Dobson, er hatte erst nach langen Jahren gelernt, zu verzeihen, und beinahe zu vergessen.

Daß er wirklich dem Feind verziehen habe, bewies wohl am besten die Tatsache der Verlobung seiner Tochter Dolly mit dem einzigen Sohn Major Lamberts.

Bei dem Gedanken an dies Verlöbnis verdoppelte sich Dobsons Wut.

„Nein, und tausendmal nein", brüllte er, daß sein Diener nebenan aufhorchte. „Nein!!!"

Wer anders als Major Lambart konnte die Depesche, die er in der Hand hielt, abgefaßt haben — als Wiederholung der alten Verleumdung.

„Vergiß nicht die Wahrheit! Sudan! Der Oberst brach aus!" lautete das Telegramm.

Der Oberst wußte bereits jedes Wort auswendig; jetzt lag es ja klar zu Tag, daß schon damals Lambart eine Kränkung beabsichtigt. Ein netter „Scherz", fürwahr!

„Robson", donnerte Oberst Dobson mit verzerrten Zügen, „Robson!"

Der ehemalige Korporal Robson trat stramm, mit militärischem Gruß, ins Zimmer.

„Wenn Harry Lambart kommt, Robson, weise ihn ab."

Robson salutierte und wandte sich zum Gehen.

„Robson!"

Mit einem Ruck fuhr der Diener herum.

„Wenn Major Lambart kommt, wirf ihn hinaus!"

Unbehelligt erreichte Robson die Tür.

„Robson!"



Amerikanisches Militär, Reitübung auf ungesattelten Pferden (Seite 269)

Abermaliges Salutieren.

„Wirf ihn nicht hinaus, prügele ihn hinaus, für jeden Hieb zwanzig Mark!"

II.

„Liebes Väterchen! Süßes! Ich sehe doch garnicht ein —"

„Ist auch gar nicht nötig!" fuhr der Oberst seine Tochter Dolly an, die sich sonst einer sehr liebevollen Behandlung von seiner Seite erfreute. „Das Einzige, was Du einzusehen hast, ist, daß Du niemals Frau Lambart wirst!"

„Aber ich muß es wissen. Warum darf ich nicht nach Harry schicken, vielleicht kann er doch erklären —"

Starr blickte der Oberst seine unerschrockene Tochter an. Dann durchmaß er langsamen Schrittes das Zimmer, nahm einen schweren Säbel von der Wand herunter, zog ihn aus der Scheide und prüfte sorgsam seine Schärfe, als wenn er ein Rasiermesser vor sich hätte. Mit unangenehmem Grinsen bemerkte er dann:

„Du magst nach Harry schicken — wenn Du denkst, er solle einen Aderlaß bekommen!"

„Väterchen! — Bist Du denn bei Besinnung?"

„Vollständig", erwiderte der Oberst grimmig. „Wenn Du fertig bist mit Harry Lambart, wenn es Dir gleichgültig ist, was ihm widerfährt — gut, schick nach ihm!"

Es war nicht mehr notwendig, Harry Lambart holen zu lassen, denn soeben erschien Robson wieder, jedoch dieses Mal in starker Erregung. Er unterließ sogar den militärischen Gruß bei der Meldung:

„Herr Harry Lambart — und ich kann nichts dazu."

Ich befahl Dir, ihn abzuweisen!" brüllte der Oberst.

„Ich hab's getan, Herr Oberst, ganz gewiß, aber er wollte nicht fortgehen."

„Dann wirf ihn hinaus!"

„Zu stark, Herr Oberst, hat mich hinausgeworfen!"

Schießübung amerikanischer Kadetten auf den Wällen von Westpoint (Seite 269)

Robson wurde unterbrochen durch den stürmischen Eintritt eines breitschultrigen, sonnverbrannten Offiziers.

„Guten Tag, Oberst, was ist los mit Ihrem Kerl? Wies mich weg! Hat faktisch versucht, mich vor die Tür zu setzen! Ich will ihm nur sagen —", hier verstummte der Sprecher, der erst jetzt die kriegerische Ausrüstung seines zukünftigen Schwiegervaters gewahr wurde. „Warum in Waffen? Und warum weint Dolly? Wollt Ihr ein Theaterstück einüben?"

„Es kann ein Trauerspiel draus werden, wenn Sie nicht sofort mein Haus verlassen!" wetterte Oberst Dobson und schwang drohend den Säbel.

„Hinaus, Herr!"

In starrem Staunen sah Harry Lambart vom Oberst auf Robson und wieder zurück.

„Alle beide!" murmelte er. Dann, mit lauter Stimme: „Aber ich verstehe doch gar nicht —"

„Hinaus! Spreche ich englisch oder nicht?"

„Oh, gewiß!" meinte der Besucher verwirrt. „Aber, kann ich denn keine Erklärung bekommen —",

„Fragen Sie Ihren Vater nach der Erklärung, Herr! Lassen Sie es sich von Major Lambert erklären", schrie der Oberst in den höchsten Tönen.

„Das kann ich ja gleich tun", erwiderte Harry und wandte sich dem Ausgang zu. „Vor fünf Minuten habe ich ihn vor dem Klub verlassen. Soll ich ihn hierher bringen?"

Wenn Oberst Dobson bei diesem Vorschlag auch nicht in Schreikrämpfe verfiel, so war die Wirkung doch eine sehr ähnliche.

„Hierher bringen?" brüllte er und machte einen plötzlichen Ausfall mit dem Säbel nach Robson zu, daß dieser schleunigst seine gefährdete Nase in Sicherheit brachte. „Ihn hierher bringen? Ach, bitte, ja — wenn es Ihnen sehr darum zu tun ist, ihn los zu werden!"

III.

Major Lambart vermochte, zur Enttäuschung seines Sohnes, sich das seltsame Gebaren Oberst Dobsons in keiner Weise zu erklären.

„Gütiger Himmel!" ächzte der Major. „Es ist gar nicht zu begreifen. Er hatte seinerzeit im Sudan einen Sonnenstich bekommen, aber das kanns doch nicht verursachen. Wir wollen zu ihm gehen."

Bei ihrer Ankunft fanden sie den Oberst in etwas beruhigterer Stimmung. Sein Zorn war noch nicht verrauscht, aber die bodenlose Unverschämtheit des Majors, die dieser durch sein Kommen an den Tag legte, machte ihn zuerst sprachlos.

„Sie!" donnerte er endlich. „Wie können Sie sich unterstehen, vor meine Augen zu treten, Sie elender Verleumder, Sie!"

„Lieber Himmel!" flüsterte der Major leise. „Es ist schlimmer, als ich dachte! Was kann die Ursache sein?"

„Was?" schrie der Oberst. „Sie haben noch die Stirn, so zu fragen? Vor Jahren beleidigten Sie mich gröblich —"

„So", bemerkte Major Lambart, „die alte Wunde? Ich glaubte dies längst vergessen. Wenn ich Sie jemals beleidigt habe, so geschah es unabsichtlich. Ich bat um Ihre Verzeihung, Sie erklärten sich zufriedengestellt durch meine öffentliche Entschuldigung. Ich wähnte die Angelegenheit schon längst begraben."

„Ich auch!" brüllte Oberst Dobson. „Es verhielt sich auch so, bis Sie aus irgendwelchen niedrigen Gründen die Sache wieder auffrischten!"

„Ich, auffrischen", rief der Major entrüstet. „Würden Sie die Güte haben, mir zu erklären —"

Mit einem Ruck entriß Oberst Dobson seiner Tasche die Depesche und schleuderte sie auf den Tisch.



Momentaufnahme vom Harkort-Bergfest (Seite 270)

„Wagen Sie es, dies zu lesen, Major Lambart, und dann noch zu behaupten, der Absender sei Ihnen unbekannt?" frug er mit drohender Stimme.

„Ich wag's", war die Antwort des Majors, nachdem er die Depesche durchflogen hatte. „Das ist Spanisch für mich. Ich verstehe kein Wort davon!"

Ein heiteres Lachen Harry Lambarts verhinderte Oberst Dobson am Reden.

Der junge Mann hatte die Adresse des Telegramms studiert, dann den Inhalt aufmerksam gelesen, der ihn ins höchste Entzücken zu versetzen schien.

„Junger Mensch", sagte Oberst Dobson ermahnenden Tons, „über was lachen Sie? Ist Ihr Ehrgefühl nicht —"

„Ha — ha — ha!“

„Wenn Sie so wenig Ehrgefühl —“

„Ha — ha — ha“, lachte Harry Lambart. „Rufen Sie Robson. Der ehrenwerte Robson wird erklären.“

Robson wurde hereingerufen, und Harry begann sofort, den Erstaunten zu verhören.

„Robson, wenn wieder eine Depesche für Sie kommt, behalten Sie dieselbe bei sich; geben Sie sie nicht dem Herrn Oberst ab.“

„Er gab sie mir nicht“, fiel Oberst Dobson ein. „Ich habe sie selbst an der Tür abgenommen.“

„Die Adresse war: „An Korporal Robson!“ erklärte Harry. „Sie haben gewettet, Robson? Na, na, nur nicht auch noch gelogen!

„Es ist wahr, Herr“, gestand Robson zu. „Aber woher konnten Sie das wissen? Es ist die erste und einzige Wette, die ich mir in meinem ganzen Leben erlaubt habe. Sehen Sie, Herr, ein Kamerad von mir, Korporal Badger, ist auf Urlaub hier. Er besuchte mich heute früh und sagte, er wolle zum Pferderennen gehen. Er hat mich überredet, auf ein Pferd zu setzen, das er eine „gute Nummer“ nannte. Er hat versprochen, mir sofort mitzuteilen, wie es ausging.“

„Das hat er auch getan“, lachte Harry. „Hören Sie nur!“

„Mit deutlicher Betonung las er:

„Vergiß nicht 1; Die Wahrheit 2; Sudan 3.“

„Also „der Oberst“?“ frug Robson.

„Oho“, rief Harry ergötzt. „Wenn das Ihr Pferd ist, dann haben Sie Ihr Geld verloren, denn die Botschaft endigt folgendermaßen:

„Der Oberst“ brach aus!“

Als Robson sich zurückzog mit dem unaufgeforderten Schwur, sein erster Wettverlust werde sein letzter sein, streckte Oberst Robson dem Major die Hand hin.

„Vergib mir, alter Freund. Ich war ein rechter Esel. Daß ich etwas Derartiges nur glauben konnte, war eine Beleidigung, eine grobe Beleidigung, war —“

„Einfach das Ergebnis eines Pferderennens!“ lachte Harry und umarmte seine glückstrahlende Braut.



Partie aus Opherdicke: Bauernhof (Seite 270) — VIII. Preis des Wettbewerbs für Amateur-Photographen.

Zu unsern Bildern.

Das sympathische Bildchen, das unsere Titelseite ziert, stellt eine Heldin der werktätigen Nächstenliebe, **Schwester Meta Begerow,** dar, die bei dem Brande der großen St. Michaeliskirche in Hamburg eine so aufopfernde Hilfe leistete, daß sie mit dem „Portugalöser“ ausgezeichnet wurde. Der Portugalöser ist aber nicht etwa ein Orden — Orden verleiht die freie und Hansastadt Hamburg nicht —, sondern eine recht wertvolle große Goldmünze mit dem Bildnis von E. G. Sonin, dem Erbauer der von dem Brande zerstörten Kirche, die wir unseren Lesern in unserer Nummer 29 im Bilde vorgeführt haben. Beim Brande der Kirche war Schwester Meta unablässig bemüht, Tatkraft und Widerstandsfähigkeit der Feuerwehrmannschaft wie Offiziere durch Zureichung von Zitronenwasser neu zu beleben, wobei sie über brennende Trümmerhaufen schreitend und treppauf, treppab eilend, mehr als einmal selbst in Lebensgefahr schwebte.

In das militärische Leben der Gegenwart führen uns die drei nächsten Illustrationen (Seite 266 und 267). Mit dem Ruf nach Abrüstung und Frieden hält, — ein seltsamer Gegensatz — die Vervollkommnung der Mordwaffen gleichen Schritt. So zeigt das Bild Seite 266 **Schießversuche der englischen Armee** mit einem neuen Gewehrtyp, dem elektrischen Sub-Tarpe-Gewehr. In diesem Falle handelt es sich nur um ein Preisschießen; wie aber soll es werden, wenn die Infanterie der Gegenwart oder Zukunft erst mit Gewehren ausgerüstet sein wird, die elektrisch betrieben werden?

Während die erste Illustration stark an ein Schützenfest oder ähnliches erinnert, ist die **Kriegsübung amerikanischer Kadetten** (Seite 267) wohl geeignet, uns in die Wirklichkeit eines ernsten Gefechtes zu versetzen. Es sind die Wälle von Westpoint am gewaltigen Hudson, dem Sitz der amerikanischen Militärakademie, von denen einer durch die jugendlichen Marssöhne besetzt ist, die ein Schnellfeuer auf den heranrückenden Feind eröffnen. Auch in **Reitübungen** wird jenseits des atlantischen Ozeans das Menschenmögliche gefordert und geleistet. War

der gegenwärtige Präsident Roosevelt selbst ein kühner und verwegener Reitersmann, so sind die angehenden Kavalleristen der „United States“ nicht minder bemüht, sich ein hohes Maß von Gewandtheit und Sicherheit anzueignen. Unser Bildchen zeigt eine Reitübung auf ungesattelten Pferden (Seite 267). Der Kadett schwingt sich in wagerechter Haltung auf den Rücken des Pferdes, das sein Nebenmann links beim Sprung über die Barriere am Zügel hält.

Als Erinnerung an das volkstümliche **Harkort-Bergfest** bringen wir auf Seite 268 eine wohlgelungene Abbildung des Turmes und des festlichen Treibens, das sich dort oben auf der Lichtung in waldbestandener Höhe entwickelt. Ueber die Resultate haben wir in Nr. 407 der „Dortm. Ztg.“ eingehend berichtet. Aber fast noch schöner als die edle Turnerei unter den Strahlen der heißen August-Sonne, ist eine Fußwanderung von Herdecke aus über die Höhenzüge, bald auf sonnigen, häufiger auf schattigen Waldpfaden bis zum „Nacken“ mit seinem zu Ehren des kernhaften Volksmannes errichteten Denkmals. Prachtvolle Blicke auf den Kaisberg, mit seinem Steindenkmal, die Bahnviadukte, die Städte und Ansiedelungen im Ruhrtal und die fernen Höhenzüge entschädigen den Wandersmann für die Anstrengungen des Marsches bergauf. Wer einmal diesen Weg gemacht, der hat erst einen Begriff von den malerischen Schönheiten unseres westfälischen Landes erhalten. Aus Westfalen stammt auch die mit dem achten Preise ausgezeichnete photographische Aufnahme eines **Bauernhofes in Opherdicke** Seite 269.

Endlich ruft unsere letzte Illustration die Erinnerung an eine der schmachvollsten Episoden aus der französischen Militärjustiz wach. Nach langen und lange Zeit vergeblichen Bemühungen, nachdem er Monate lang auf der Teufelsinsel in einem käfigartigen Hause wie ein wildes Tier hat zubringen müssen, ist es dem jetzigen Major Dreyfus gelungen, seine Rehabilitation durchzusetzen. Wie einst Voltaire für Jean Calas, so trat Zola für Dreyfus ein; Leute wie die Senatoren Trarieux und Scheurer-Kestner predigten laut seine Unschuld, die von Kreaturen wie den Major Henry, Esterhazy, Mercier usw. so schnöde angetastet worden war. Heute trägt der s. Zt. infam Kassierte den Orden der Ehrenlegion und bekleidet den Rang eines Majors; er selbst ist ein lebendiges Beispiel dafür, wie ein Mann, der sich schuldlos fühlt, um die Anerkennung seiner Schuldlosigkeit kämpfen muß, bis ihm nicht Gnade, sondern Gerechtigkeit wird! Unser Bild zeigt Dreyfus im Gespräch mit General Gillain im Hofe der Militärschule zu Paris (Seite 270).



Dreyfus' Ehrenrettung (Seite 270)

Pferderennen auf den Antillen.

Wo die britische Flagge weht, gibt es Pferderennen, denn Pferderennen sind für John Bull die nationale Institution „par excellence“. Ein Engländer kann, wenn es sein muß, ohne Habeaskorpusakte und ohne die parlamentarische Regierungsform auskommen, aber ohne die Aufregungen des Turfs kann er nicht leben; sie sind für ihn das erste aller Lebensbedürfnisse. Dieser hereditäre Instinkt ist so lebhaft und so lebendig, daß er sich unversehrt selbst bei solchen Völkerschaften findet, bei welchen das angelsächsische Blut durchaus nicht seine ursprüngliche Reinheit bewahrt hat; ein Territorium braucht nur zu Großbritannien zu gehören, und es werden dort sofort Rennen veranstaltet. Santa Lucia, wo man noch Französisch spricht und Trinidad, dessen Bewohner fast alle spanischen Ursprungs sind, haben ihren „Jockey-Klub“, ihren „Turf-Klub“, ihre „Racing Association“ genau so wie Barbados, das vollständig englisch geworden ist, oder wie Jamaika, das schon zu Cromwells Zeiten erobert wurde. In ihrer Eigenschaft als älteste der britischen Besitzungen in Westindien scheint die Insel Jamaika in der Kunst Pferde zu züchten die anderen Antillen ganz bedeutend zu überragen. „Es gibt auf dieser Insel nicht weniger als vier Rennvereine“, schreibt der Kapitän Benson im „Badminton Magazine“. „Die Pferde, die die Insel hervorbringt, stammen in direkter Linie von aus England eingeführten Vollbluthengsten und Vollblutstuten ab. Sie sind größer und von weit eleganterem Aussehen, als die Kreolischen, d. h. die auf den anderen Antillen geborenen Pferde. Das Vollblut von Jamaika ist auf den Rennbahnen der neuen Welt sehr gefürchtet. Wenn es Kreolischen Pferden den Preis streitig macht, wird es mit vollem Recht mit einem Uebergewicht von vierzehn Pfund belastet. Bei Halbblut wird diese Belastung auf sieben Pfund reduziert. Fast alle Jockeys sind Neger, im allgemeinen sind die Schwarzen vortreffliche Reiter, es fehlt ihnen nur die Kaltblütigkeit. Sie haben keine Ahnung von den tiefen Geheimnissen der Strategie, die auf den europäischen Rennplätzen zur Anwendung kommt. Sie kennen nur eine Taktik: wild draufloszureiten und Peitsche und Absatz spielen zu lassen. Die zivilisierten Indier sind den Negern in der Kunst auf den Rennplätzen Siege davonzutragen, nicht allzusehr überlegen. In Wirklichkeit gibt es auf den Antillen nur einen einzigen Jockey, der die Geheimnisse seines Metiers gründlich kennt. Er heißt Payne und ist in England geboren. Payne hat auf den Rennbahnen in Demerara, Trinidad, Santa Lucia glänzende Erfolge erzielt. Er ist ein Jockey ersten Ranges, der auf den britischen Besitzungen in Westindien nicht seinesgleichen hat. Streitigkeiten über Renngewinne werden auf der Stelle in letzter Instanz von besonderen Rennkommissionen geschlichtet. Abgesehen von Jamaika, wo es auch Rennen für in der Kolonie geborene Zweijährige gibt, sind die Handicaps die einzige Rennart, die man auf den Turf der Antillen bewundern kann. Es können daran junge und uralte Pferde von jeder Größe teilnehmen; natürlich belastet man, um die Gleichheit der Chancen herzustellen, einzelne der Konkurrenten mit dem üblichen Uebergewicht, das nach den von dem Jockey-Klub von England aufgestellten Regeln berechnet wird. Auf den Antillen begnügen sich die Besitzer der großen Ställe mit bescheidenen Gewinnen. Der höchste Rennpreis übersteigt nicht 8000 Mark; es ist der Preis des „Turf Club Stakes“ von Trinidad. Der Besitzer des Pferdes, das den zweiten Platz besetzt, erhält 800 Mark. In derselben Kolonie erhält der Gewinner des „Club Handicap“ ungefähr 6000 Mark und der zweite Preis ist nur selten höher als 400 Mark. Auf den meisten Rennbahnen Westindiens sind die Plätze an der Wage sehr teuer: 20 ℳ für Herren, 5 ℳ für Damen. Für dieses Eintrittsgeld kann man gewöhnlich zwei Tage hintereinander den Rennen beiwohnen. Außerhalb der eigentlichen Rennbahn darf sich das Publikum ohne jedes Eintrittsgeld frei bewegen. Obwohl nun die Leidenschaft für das Spiel früher einmal unter den europäischen Kolonisten der neuen Welt sehr verbreitet war, scheinen die Wetten auf den Rennbahnen der britischen Besitzungen Westindiens nicht sehr aufregend zu sein. Buchmacher sind gänzlich unbekannt; jeder wählt sich „nach eigener Idee“ das Pferd aus, das ihm gefällt, und macht dann sein kleines Wettchen am Totalisator oder mit einem guten Freunde ab. Die berühmtesten Pferderennen der Antillen finden im Dezember statt. In der Wahl dieses Datums liegt eine gute Spekulation. Kolonien, die eine wunderbare Winterstation werden könnten, bemühen sich, die Aufmerksamkeit der Metropole auf sich zu lenken. In zwölf Tagen bringt das Schiff einen Passagier von England nach Barbados und von dort einen Tag später nach Trinidad. Man braucht also nur dreizehn Tage Meerfahrt, um den Rennen auf Trinidad beiwohnen zu können, und das ist für einen echten Engländer keine Reise, sondern einen Katzensprung.

Die Frau in Rußland.

Eine französische Revue schreibt: Die russische Gesellschaft ist in drei Kasten geteilt, die in der Lebensführung sich ganz bedeutend von einander unterscheiden: Adel, Bürgerstand und Bauerschaft. Die Töchter des Adels werden von ausländischen Gouvernanten erzogen und reisen bis zum elften Lebensjahre mit ihren Eltern von einer Großstadt zur anderen und von Seebad zu Seebad. Dann treten sie in einer der Institute für adelige Töchter in Petersburg, Moskau oder Kiew ein und bleiben daselbst unter der Leitung einer vornehmen Dame, die gewöhnlich Witwe eines hohen Staatsbeamten ist, bis zum Alter von achtzehn Jahren. In diesen aristokratischen Schulen ist das Leben ebenso streng wie in einem Kloster. Wenn das junge Mädchen endlich wieder heraus darf, sehnt es sich nach Freiheit und Unabhängigkeit. Seine erste Emanzipationstat ist: Zigaretten zu rauchen und französische Romane zu lesen. Dann wird es von seiner Familie bei Hof vorgestellt, und man bemüht sich, für die vollendete junge Dame entweder eine Stellung als Hofdame zu erlangen oder sie zu verheiraten. In dieser Gesellschaftsklasse verheiratet man sich gewöhnlich

mit 18, spätestens mit 23 Jahren. Mit 25 Jahren wird es schon schwerer. Nach ihrer Verheiratung hat die junge Russin das Bestreben, sich gründlich zu vernachlässigen. „Wozu soll ich mich schön machen? Ist doch nur mein Mann da, der mich bewundern könnte!“ — und sie verwendet keine Sorgfalt mehr auf ihre Toilette und auf sich selbst. Sie ist dazu gewöhnlich noch eine schlechte Hausfrau, und darin liegt zum Teil die Ursache so vieler „Unglücklichen“ in den hohen Kreisen.

Die Töchter des reichen Bürgerstandes werden in den Regierungsschulen erzogen und heiraten, wenn sie eine gute Mitgift haben, leicht in den Adel hinein. Was die Töchter der vermögenslosen Beamten und Militärs betrifft, so rekrutiert sich aus ihnen die Elite der Studentinnen und der Revolutionärinnen. Sie verheiraten sich schwer, und die Gehälter der Frauen, die im Post- oder im Eisenbahnfach tätig sind, sind so schlecht (sie betragen höchstens 50 *M* für den Monat), daß sich kein gebildetes Mädchen um eine solche Stellung bewirbt Da diese Mädchenklasse also von einem normalen und friedlichen Leben nicht viel zu erwarten hat, führt sie in ein Leben, in welchem nur der Zufall regiert. Einige dieser Mädchen haben ein unbestimmtes Ideal von künftigem Glück für ihr Vaterland.

Die Arbeitsbiene.

(Frei nach Brehms Tierleben.)

Von **Charlotte Koritzsch.**

(Nachdruck verboten.)

Ein einziges Weibchen lebt im Bienenstaate, welchem von etwa sechs- bis achthundert Männern die Cour geschnitten wird. Daß es Königin heißt, ist in solchem Falle ganz selbstverständlich. Es ist eine wahre Königin der Liebe. Das Tageswerk dieser Königin besteht darin, die Rangordnung ihrer Anbeter aufzustellen. Mit ihrem Verehrer du jour kann sie sogar alle paar Stunden wechseln, falls die Bienentage auch aus Morgen und Abend werden und nicht etwa kürzer sind. Kurzweilig ist solches Dasein jedenfalls und zu bedauern nur die Drohnenjünglinge, die nicht über ein „angenehmes Aeußere“ oder andere seltene Eigenschaften verfügen.

Nahe bei diesem Liebesleben und doch ihm weltenfern steht das dritte Geschlecht der Arbeitsbienen, denen das Bienenschicksal die Aufgabe zuerteilt hat, tagsüber zu schaffen und abends süßen Honig heimzutragen. Nichts, weiter nichts! Sie selber wissen vielleicht nicht einmal, daß diese Speise süß ist, sie empfinden sie vielleicht sogar als bitter oder salzig, aber uns Menschen genügt, daß wir es wissen. Und wir loben die fleißigen Arbeiterinnen. Nun wäre es ein ebenso nutzloses als geschmackloses Beginnen, wollte ich Vergleiche anstellen zwischen Menschen- und Bienenstaat. Ich will weder den Ausdruck Drohnen ausbeuten noch darauf eingehen, ob es Weibchen unter uns gibt, denen das Leben einer Bienenkönigin als Ideal erscheint, aber einen Faden möchte ich doch herausziehen und einen Knoten hineinknüpfen: Den Arbeitsbienen widme ich diesen schlichten Orden, die nicht wissen dürfen, was Liebe ist.

Wir haben sie ja seit geraumer Zeit auch unter uns Menschen und nennen sie spottweise das dritte Geschlecht. Zu meiner Bekanntschaft gehörte eine Arbeitsbiene. Sie war ursprünglich nicht dazu bestimmt, denn sie war einst eines Mannes Frühling gewesen. Sie sollte auch sein Sommer werden und sein Winter, und sie wäre es gern geworden, denn sie wußte es ganz genau, daß er von der Zeit an, da die Stürme den Kirchturm bedrohen, nach nichts auf der Welt mehr fragen würde, als nach ihr, gleichviel ob sie nah oder fern wäre. Aber es rüttelte ein heftiger Sturm bereits am Blütenbaume, und das Mädchen, dem Königinnenschicksal gewinkt hatte, wurde zur Arbeitsbiene. Sie wurde ein Mädchen für alles und für alle. Sie wirkte von früh bis spät und gönnte sich keine Ruhe. Sie flog hin und wieder und ihre Flügel leuchteten im Sonnenscheine wie echtes Gold. Sie war wie ein ununterbrochenes Weihnachten: Wer mit ihr in Berührung kam, ging nicht unbeschenkt fort, sondern empfand die Süßigkeit, den herrlichen Honig ihres Tageswerkes. Ja, was andere Menschen als Blütenstaub ansehen, indem sie gedankenlos daran vorübergehen, das trug sie als köstliche Speise heim und bot es lächelnd mit unsichtbaren Händen an. Es hat ihr niemals einer von uns gedankt. Als sie aber fortging, saß ein kleiner Kreis von Brüdern und Schwestern beisammen und sprach kein Wort Das dritte Geschlecht ist uns — Ausnahmen bestätigen die Regel — uninteressant, weil es etwas Unvollendetes darstellt. Der glühende Sonnenball, den wir Liebe nennen, hat es nicht zur Reife gebracht. Alle seine Knospen sind geschlossen. Und die Arbeit, die hingebende, aufopfernde Arbeit? Ach was, Arbeit, Arbeit! Wir Menschen brauchen Liebe. Ein Gramm davon gilt uns höher als tausend Zentner Arbeit. Das wissen manche der dunklen Arbeitsbienen, und meine Biene hat es sicherlich auch gewußt. Darum hat sie das Wort Undank nie ausgesprochen, nicht einmal in Gedanken. Daher kommt es, daß sie fröhlich summend süße Speise heimtragen konnte, während ihr selbst vielleicht der eigene Honig bitter oder schal gewesen ist. Wir wissen es nicht, und ihr genügte wohl, daß auch der ewige Bienenvater droben ihrer Hände Werk dereinst als süßen Honig loben wird.

Stille Pfade.

Laß uns die stillen Pfade gehn,
Die keines Neidlings Fuß betrat,
Wo in der Schönheit lichten Höhn
Die Liebe ihrer Heimat naht.

Wo silberhelle Glocken klingen
Mit innig süßem Friedenslaut,
Daß wir das goldne Glück erringen,
Dem selig unser Herz vertraut.

H. Bürger.

De Dolus.

(Nich nohdrücken.)

Pankraz Nattermann hadde wier eenen van siene Prozesse op 'm Löip. Ohne Gericht un Avkaten gong dat bi Pankraz nich. Wann he nich alle Wecke minnestens eenmol op de Justiz sien konn, dann waß he nich godd im Stanne.

De nigge Prozeß ludde: „Pankraz Nattermann contra Nikolaus Schnörgelpiepe.“ De Ursake waß en Kauhhannel. Nich so'n Kauhhannel, as he faken van de Politikers afgeschlotten werd, wann et met de Regierung wat te kungeln gieth. Nee wat, en richtigen Kauhhannel. Nattermann hadde Schnörgelpiepe de brungepläckte Kauh verkofft, de he siet Johren im Stall stohn gehatt hadde. Dat Dier hadde nich recht fretten wellen un do hadde sick Pankraz dat öwerlaggt: et eß dat Verstännigste, Du verköffst dat Dier, Pankraz! Gesagt, gedohn. Desenige, de met de afstitlose Kauh ingeseept worde, waß Schnörgelpiepe. Nikolaus Schnörgelpiepe brachte Pankraz Nattermann de Brungepläckte noh drei Dagen trügge und Nattermann klagede „auf Zahlung des bedungenen Kaufpreises.“

Tom groten Gift van Nattermann kreeg Schnörgelpiepe Recht. De Zivilkammer sprak sick dohen ut, dat Pankraz Nattermann den Köiper Nikolaus Schnörgelpiepe „beim Kaufabschluß durch Verschweigen wesentlicher Mängel des Kaufobjektes arglistig getäuscht“ hädde.

De Hären van de Justiz neimt so nen Fall en „Dolus“. In de Begründung waß denn ok vüell van dem Dolus de Rede, un wann Nattermann sick ok in dem gelährten Brassel nich vam besten torechtfund, so worde ihm doch klor, dat nümmes anners an sienem Rinfall Schuld hadde as düese Dolus.

„Son Hallunke“, meinde Pankraz, as he sick bis ant Enne dürgelosen hadde; „na wachte, olle Fründ, düet sall di op et Butter-Enne gohn!“ Un he mok sick op den Draff noh sienen Rechtsanwalt.

„Mallör, lieber Nattermann“, reip de olle Justiz, as Pankraz met dem bloen Aktenbünnel ran to gaddeln kam. „Mallör, wer kann für Mallör!“

„A wat, Mallör!“ — Pankraz trampste met dem Faut op. — „De Sake het met Mallör so vüell te dauhn as en Drummedar met de, Ottegraphie! An de ganze Sake eß nümmes anners Schuld as düese verdüwelte Dolus, nu nu mein eck, Här Justiz —“

„Nun, und —?“

„Et wör dat Beste, wi möken düesen Dolus meineidig. Son Hallunke, de he geht!“

Et foll dem ollen Justiz schwer, Pankraz klor to maken, dat de Dolus kein Tüge, sonnern ganz wat anners vörstallte.

„Jo, wenn sick dat so verhölt“, meinde Nattermann am Enne, „dann eß do jo nich vüell te maken. Ower de Hären vam Gerichte döhn ok beeter dran, dütsch te schriewen! Wat verstoh eck van't Spanische!“

Domet pock he verdreitlick dat bloe Aktenbünnel unnern Arm un sagg Adjüs.

Silbenrätsel

Droben stand ich auf dem ganzen Worte,
Blickte eins zwei in die Flut des Rheins.
Dann nach Westen zu dem Land des Feinds,
Den es lüstet nach dem teuren Horte,
Und ich rief so laut ich konnte: Eins!
Mächtig rauschten da die alten Bäume,
Gleich als spräch' es nach das letzte Paar;
Lange stand ich noch, und stolze Träume
Kamen mir — o, daß sie würden wahr.

*

Schieberätsel.

Schnurrbart — Konstanze — Wolkenbruch — Erbarmen — Gneisenau — Steinklee — Naturalien.

Vorstehende Wörter sind ohne Aenderung der Reihenfolge, also nur durch seitliche Verschiebung, derart unter einander zu setzen, daß zwei senkrechte Buchstabenreihen einen Maler und einen Dichter nennen.

*

Logogriph.

Mit R ein Verschluß vorn,
Mit S ein Verschluß hinten,
Mit Z ein Verschluß oben.

*

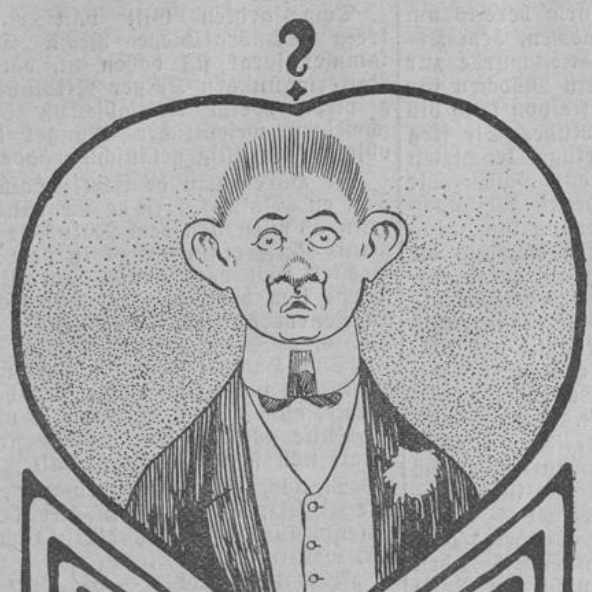
(Die Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

*

Auflösungen von Nr. 33:

der dreisilbigen Charade: Atemzug.
des Rätsels: Die Zigarre.

Junggesellenseufzer.



Warum ich noch gee Braud nich hawe,
Woll'n Se wissen, härnse ja —
Sähnse, weil die Weiwer alle
Gleich sind in dem Bunkte da.
Was D'r die nich all's verlangen
Von em Manne — i du mein!
Nich bloß Gelder soll mer hawen,
Ooch noch scheene soll mer sein!

Gg. Stingl.

Ein Aengstlicher.

Gastwirt: „Du Kathi, frag' doch drüben den Advokaten, ob er noch a Maß Bier mag?"

Wirtin: „Ja, weshalb fragst denn Du nicht selbst?"

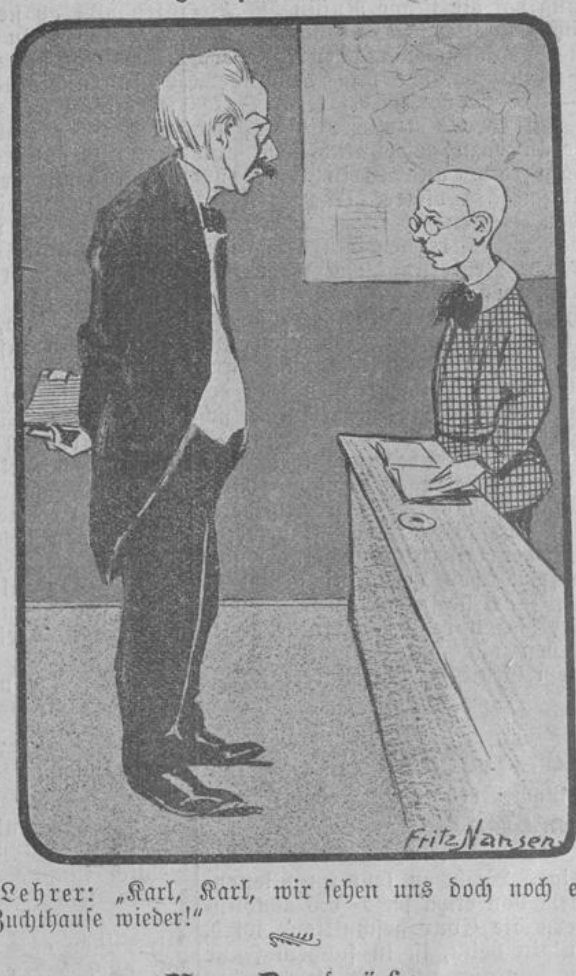
Gastwirt: „I werd' mi hüten, nachher kriag' i womögli a Rechnung über erteilte Auskunft."

Ein Nobler.



Schneidermeister: „Die Rechnung beträgt gerade 107 Mark 83 Pfennig!"
Schuldner: „Na, da will ich Ihnen nur gleich die 83 Pfennig bezahlen!"

Kathederblüte.



Lehrer: „Karl, Karl, wir sehen uns doch noch einmal im Zuchthause wieder!"

Neue Ausdrücke.

A.: „Als ich neulich den grünen Weg überquerte, bin ich beinahe im Schmutz stecken geblieben!"

B.: „Das ist anderswo auch nicht besser. Mir passierte dasselbe, als ich gestern die Georgstraße durchlängste!"

Offen.

Herr: „. . . Vermögen hat meine Tochter zwar nicht, aber sie malt, singt und spielt Klavier! . . . Wissen Sie keinen Mann, der diese Eigenschaften zu schätzen weiß?"

Heiratsvermittler: „Hm, dem würde ich meine eigene Tochter geben!"

Ein Mäßiger.

Arzt: „. . Auch würde ich Ihnen anempfehlen, jeden Morgen eine Stunde vor dem Frühstück ein Glas Wasser zu trinken!"

Patient: „Sagen Sie, Herr Doktor, tät's nicht auch ein Schnapsglasl?"

Schwierige Vereinfachung.

Schreiber: „Jetzt hat der neue Vorstand so viel Vereinfachungen eingeführt, daß man stundenlang nachdenken muß, welche auf den vorliegenden Fall paßt!"

Maliziös.

Student: „Ich muß meinem Alten eine Photographie von mir schicken, wie ich gerade studiere!"

Freund: „Also Momentaufnahme!"